

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

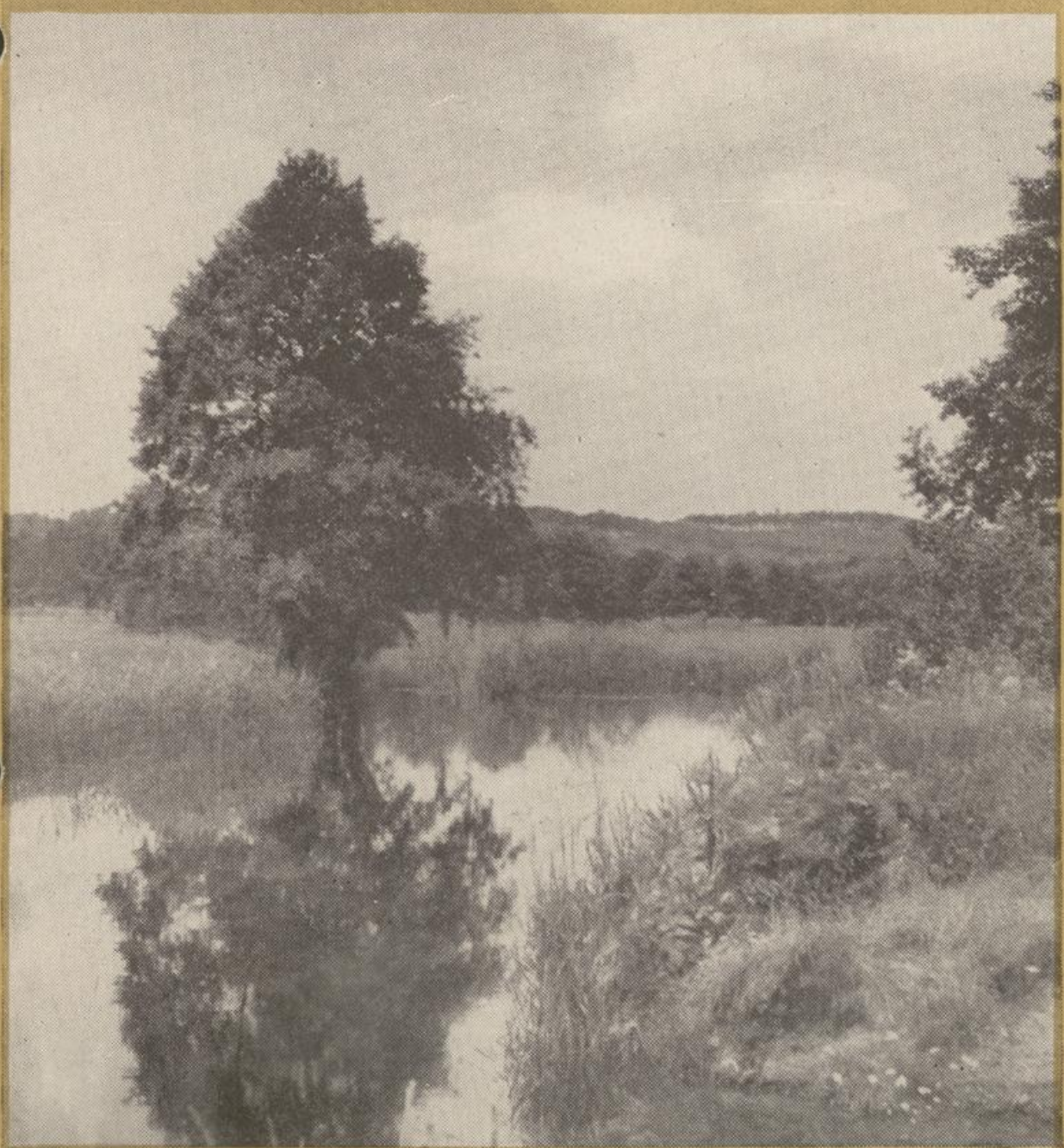
Unsere Heimat 1956

10 (1956)

Unsere

HEIMAT

Blätter aus der Prignitz



2. Jahrgang

1956

10



Georg Rummert

ZUM TAG DER AKTIVISTEN

Alljährlich am 13. Oktober werden die Besten in unseren Betrieben, in Stadt und Dorf, in den Verwaltungen, Labors und Versuchsanstalten, in den Bergwerken und auf den Bauplätzen unserer Republik ausgezeichnet.

Angespornt durch die Erfolge, die durch die sozialistische Arbeitsweise möglich wurden, suchen und finden unsere Menschen immer neue Wege, um mit möglichst geringem Aufwand an Material, Zeit und Arbeitskraft immer neue und bessere Werte zu schaffen.

Einer dieser Menschen ist der Ingenieur Georg Rummert vom VEB Nähmaschinenwerk Wittenberge. Er kam im September 1950 nach Absolvierung der Staatlichen Ingenieurschule Magdeburg hierher, wo er die Möglichkeit hatte, in der Abteilung Forschung und Entwicklung einer fruchtbringenden Arbeit nachzugehen.

Bereits am 1. Mai 1954 wurde der junge Ingenieur als „Bestarbeiter“ ausgezeichnet, und am 13. Oktober 1955 erhielt er für eine in relativ kurzer Zeit neukonstruierte Haushaltsnähmaschine, die den Übergang zur heutigen Produktion bilden sollte, die Auszeichnung „Aktivist des Fünfjahresplanes“. Ingenieur Rummert, heute Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung, übernahm mit einem kleinen Kollektiv, dem außer ihm noch der Ingenieur Günter Berthold und der Techniker Günter Behrend angehören, einen Forschungsauftrag mit dem Ziel, die im Nähmaschinenwerk Wittenberge hergestellten Maschinen dem Weltniveau anzugleichen.

Der Erfolg dieser Arbeit liegt nun vor. Auf der Leipziger Herbstmesse stellte die Deutsche Demokratische Republik den Besuchern aus aller Welt eine weitgehendst automatisierte Haushaltsnähmaschine vor, die den höchsten Ansprüchen genügt und mit der wir ein Spitzenerzeugnis unserer Republik auf den Weltmarkt bringen.

Ingenieur Rummert, der den Hauptanteil am Gelingen dieser Arbeit trägt, wurde von den Kollegen des Werkes für die Auszeichnung „Verdienter Erfinder“ vorgeschlagen.

Anmerkung der Redaktion:

Über die Verwendungsmöglichkeiten der oben erwähnten neukonstruierten Haushaltsnähmaschine wird uns Herr Ingenieur Rummert in einer unserer nächsten Ausgaben berichten.

Die Industrialisierung der Tuchproduktion in Pritzwalk

Im Jahre 1780 war die Bevölkerung der Stadt Pritzwalk auf 1627 Einwohner angewachsen. Die Ergebnisse der handwerklichen Produktion reichten nicht mehr aus, um die ständig steigenden Bedürfnisse in der Gesellschaft zu befriedigen, obwohl unter den Einwohnern der Stadt 72 Tuchmacher und 20 Leineweber ihre Arbeit verrichteten.

Die im Jahre 1778 entwickelte Dampfmaschine ermöglichte die maschinelle Produktion auf breitester Grundlage und eröffnete der kapitalistischen Industrieproduktion große Entwicklungsmöglichkeiten.

Die Firma der Gebrüder Draeger in Pritzwalk, die zu den bekanntesten Tuchmachern der Stadt gehörte, vergrößerte im Jahre 1851 den Betrieb in der ehemaligen Schützenstraße 24, heute Thomas-Müntzer-Straße 25 und 26, und stellte den Betrieb, der bis dahin mit der Hand bzw. mit dem Göpel angetrieben wurde, auf die neue Technik um. Der Betrieb erhielt eine 4-PS-Niederdruckdampfmaschine.

Diese erste Dampfmaschine in Pritzwalk kündigte der Manufaktur das Ende an und war der Beginn der kapitalistischen Produktion in Pritzwalk. Als trotz dieser Betriebserweiterung die vorhandenen Räume zu eng wurden, erwarben die Gebr. Draeger das Grundstück des Tischlermeisters Carl Schröder am Meyenburger Tor. Dieser am 29. Mai 1858 erfolgte Umzug, die vorhandene Dampfmaschine sowie ein neuer Kessel ermöglichten eine weitere Steigerung der Produktion, die durch die Ausbeutung der im Betrieb beschäftigten Arbeiter so reichen Profit brachte, daß im Jahre 1866 die ersten mechanischen Webstühle aufgestellt und die alte Dampfmaschine durch eine neue mit 40 PS ersetzt werden konnte. Nunmehr waren die Gebrüder Draeger in die Lage versetzt, die weitere Entwicklung der Tuchindustrie in Pritzwalk entscheidend zu beeinflussen und allen anderen Konkurrenten ihren Willen zu diktieren.

Die hauptsächlichsten Konkurrenten der Gebrüder Draeger waren die Firmen Oelgart, Gelau, Düfel, Gebrüder Rensch und die Gebrüder Abel. Zwischen diesen Firmen und der Firma Draeger tobte ein unerbittlicher Konkurrenzkampf um die Vormachtstellung. Im Verlaufe dieses Kampfes gelang es den Gebrüdern Draeger, ihren Vorsprung so zu festigen, daß es ihnen möglich war, alle Konkurrenten niederzuringen. Die Firma Rensch wurde im Jahre 1881 durch einen Brand, der den Betrieb das zweite Mal vernichtete, gezwungen, ihre Pforten zu schließen. Wenige Jahre später konnte die Firma Abel dem großen Konkurrenten ebenfalls nicht mehr die Stirn bieten und stellte den Betrieb ein. Der Betrieb Oelgart wurde in der

gleichen Zeit ebenfalls dazu gezwungen, Konkurs anzumelden, da er mit der maschinellen Produktion der Gebrüder Draeger nicht mehr Schritt halten konnte.

Damit hatten die Wölfe unter den Wölfen den Sieg davongetragen und seit dieser Zeit besteht die Firma Gebrüder Draeger als einzige Tuchfabrik in Pritzwalk. Emil Quandt, der in die Familie Draeger einheiratete, übernahm später diesen Betrieb und rüstete das Werk in den 90er Jahren mit einer neuen Kesselanlage und mit einer 100-PS-Dampfmaschine aus. Der Betrieb zählte jetzt 20 mechanische Webstühle und über 1000 Spindeln.

Das zeigt, daß der Gewinn dieser Firma durch die Ausbeutung der beschäftigten Arbeiter sehr rasch anstieg. So war August Draeger bereits 1863 in der Lage, den ehemaligen Vorschußverein, den späteren Bankverein, zu gründen, um dadurch die Profite zu vergrößern.

1896 beginnt die Firma Draeger Tuche für das schwedische Heer zu liefern. Damit tritt der Betrieb Draeger auf dem internationalen Markt erstmalig in Erscheinung.

Während dieser Zeit, also um die Jahrhundertwende, hatte sich der Kapitalismus soweit entwickelt, daß er nun in sein letztes und damit höchstes Stadium, in die Epoche des Imperialismus eintrat. Der Imperialismus ist unter anderem dadurch gekennzeichnet, daß sich mehrere Betriebe zu Monopolen, Kartellen usw. zusammenschließen, um noch höhere Profite zu erreichen und um den Konkurrenzkampf noch rücksichtsloser führen zu können. Begnügten sich im Kapitalismus die Fabrikbesitzer mit dem Profit schlechthin, so strebten sie während der imperialistischen Periode nach dem höchstmöglichen Profit und gingen dazu über, diesen Maximalprofit auch zu sichern. Diese Entwicklung zeichnet sich auch sehr eindeutig im weiteren Wachstum der Firma Quandt ab. Als im Jahre 1900 Friedrich Wilhelm Wegener, Inhaber der Tuchfabrik in Wittstock, starb, übernahm Emil Quandt für seine drei Söhne im Jahre 1901 die Betriebe des Verstorbenen mit dem Ziel, diese Werke zusammenzulegen, um die Tuchproduktion der Prignitz weitgehend unter seine Kontrolle zu bringen, dadurch auf dem nationalen und internationalen Markt stärker in Erscheinung treten zu können und den gewünschten Maximalprofit zu erreichen. Dabei war jedoch die Wittstocker Firma Fritz Paul im Wege. Als nun im Jahre 1907 Emil Quandt die Geschäfte an seine Söhne übertrug, wurde gleichzeitig eine Tochter der Familie Quandt mit dem Fabrikbesitzer Fritz Paul verheiratet, der nunmehr als Familienmitglied seinen Betrieb den Werken der Gebrüder Quandt anschloß. Damit war die Tuchproduktion in Pritzwalk und in Wittstock fest in den Händen der Familie Quandt und der Maximalprofit brauchte nicht mehr mit einer fremden Firma geteilt werden.

Dieser entstandene Großbetrieb warf durch die ständig zunehmende Ausbeutung der Arbeiter schließlich einen solchen Profit ab, daß innerhalb

kurzer Zeit die Betriebsgebäude wesentlich vergrößert werden konnten. Gleichzeitig wurde eine neue Dampfmaschine mit einer Leistung von 375 PS sowie ein neuer Wasserrohrkessel aufgestellt.

In der weiteren Entwicklung zeigte sich jedoch, daß der internationale Markt im wesentlichen aufgeteilt war. Es traten in allen Industriezweigen in Deutschland Absatzschwierigkeiten auf. Der deutsche Imperialismus, der bei der Verteilung der Welt zu kurz gekommen war, wollte sich ebenfalls seinen Platz an der Sonne sichern. Da eine Neuaufteilung der Welt auf friedlichem Wege nicht möglich war, wurde zum 1. Weltkrieg gerüstet, um die gewaltsame Neuaufteilung der Welt durchzuführen.

Diese Zeit, insbesondere die Kriegsjahre 1914 bis 1918, brachten den Werktätigen neues Elend, den Imperialisten jedoch riesige Gewinne. Unter dem Vorwand „alles für das Vaterland“ wurden die Arbeiter in den Betrieben noch rücksichtsloser und brutaler ausgebeutet als bisher. Über diese Zeit sagt Werner Quandt selbst folgendes aus:

„Die Kriegsjahre 1914 bis 1918 brachten der Firma infolge altbewährter Uniformtuchlieferungen reiche Beschäftigung.“

Während der Kriegsjahre wurden in der Firma Quandt die Doppelschichten eingeführt, wodurch sich die Profite wesentlich vergrößerten. Im Jahre 1917 beteiligten sich die Gebrüder Draeger (Quandt) am Deutschen Tuchsyndikat, wodurch sie in der Lage waren, die gesamte Tuchproduktion in Deutschland mit zu kontrollieren.

Nach dem Kriege arbeitete der Betrieb wieder in einer Schicht. Die Worte des Herrn Quandt und diese Tatsachen beweisen das, was die Imperialisten in Westdeutschland heute noch bestreiten wollen. Hiermit gesteht Herr Quandt ein, daß nicht die Werktätigen die Nutznießer imperialistischer Kriege sind, sondern daß auch der Krieg — und gerade der Krieg — die Maximalprofite der Imperialisten sichert.

Nach dem Kriege waren Uniformen wenig gefragt. Der Umsatz sank und mit ihm sanken die Profite. Die Gebrüder Quandt leiteten ihr Kapital in andere Industriezweige über, die gewinnbringender waren, als die eigene Tuchproduktion.

Günter Quandt beteiligte sich seitdem in zahlreichen Unternehmungen der Akkumulatoren-, Textil-, Kali- und Waffenindustrie. Der Verflechtungsprozeß der Firma Quandt beschränkt sich also nicht mehr auf die Textilindustrie allein, sondern man wittert riesige Profite durch die Beteiligung an der beginnenden Rüstungsproduktion.

Die Firma Quandt in Pritzwalk stieg ebenfalls in das große Geschäft ein und rüstete die gesamte Anlage in den 20er Jahren mit Maschinen für die Herstellung von Uniformtuchen aus. Das Werk umfaßte nach dieser Umstellung 111 Webstühle und 7000 Spindeln, die Beschäftigtenzahl stieg auf 240 Arbeiter und Angestellte. Die Leistung der Dampfmaschine wurde auf 500 PS vergrößert. Die sehr hohen Profite ermöglichten die weitere Moder-

nisierung des Betriebes. Fast alle Abteilungen erhielten elektrischen Antrieb. Ein 100-PS-Dieselmotor gab die Gewähr, ganze Betriebsabteilungen für eiligen Bedarf ohne jede Schwierigkeit laufen zu lassen.

Im Oktober 1935 hatte das Rüstungsgeschäft bereits solche Gewinne abgeworfen, daß durch den Ankauf einer zweiten Dampfmaschine die maschinelle Leistung auf rund 1000 PS vergrößert wurde, wobei die alte Kraftanlage in Reserve gestellt wurde. Der Maschinenpark wurde auf 12 breite Krempelsätze und 181 Webstühle vergrößert.

Durch die Gewinne des in der Rüstungsproduktion arbeitenden Kapitals, durch die Profite, die man aus den Arbeitern herauspreßte und durch die Beteiligung am Tuchsyndikat sowie an anderen imperialistischen Unternehmungen waren die Gebrüder Quandt 1939 in der Lage, jährlich 450 km Tuch anzufertigen. Damit wurde vorwiegend das Heer, die Marine, die Luftwaffe, die faschistische Partei und ihre Unterorganisationen, die SS, die Post, Schutzpolizei, Landgendarmarie, Eisenbahn, Straßenbahn, Hoch- und Untergrundbahn, Feuerwehr und ähnliche Organisationen beliefert.

In den Jahren 1934 bis 1939 wurde die Firma Quandt auf den Krieg umgestellt. 1934 wurden alle Fabrikgebäude entsprechend den Bestimmungen des Luftschutzbundes feuerfest ausgebaut. Hier zeigt sich ganz deutlich, daß die Imperialisten mit aller Kraft auf den zweiten Weltkrieg zu-steuerten und sich intensiv darauf vorbereiteten. Das wird außerdem durch den Bau eines Luftschutzbunkers im Garten der Villa Quandt in der Doerfelstraße bewiesen, der 1937 durchgeführt wurde. Dieser Luftschutzbunker wurde durch einen Pavillon getarnt.

Während der Zeit des 2. Weltkrieges lief die Firma Quandt auf Hoch-touren, 358 Beschäftigte, die auf ihren Schultern die Lasten des Krieges zu tragen hatten, erbrachten dem Fabrikbesitzer solch riesige Profite, wie sie Firma Quandt vorher nie erreichen konnte.

Die faschistische Zeitung „Das Reich“ vom 20. Juli 1941 schätzt die Tätig-keit der Gebrüder Quandt folgendermaßen ein:

„Militärtuch, Akkumulatoren, Trockenbatterien, Schußwaffen, Munition, Leichtmetall — wer das alles herstellt, heißt mit Recht Wehrwirt-schaftsführer.“

Inzwischen haben jedoch diese Wehrwirtschaftsführer und ihre faschisti-schen Beauftragten abgewirtschaftet. Der 2. Weltkrieg, der mit dem Ziel entfesselt wurde, die Weltherrschaft zu erringen und die Völker unter die Botmäßigkeit des Faschismus zu zwingen, führte durch den heroischen Kampf der Volksmassen in allen Ländern, besonders aber durch die heldenhaften Anstrengungen des ruhmreichen Sowjetvolkes zur entschei-denden Niederlage derjenigen, die diesen Krieg begonnen hatten.

Mit dieser Niederlage des deutschen Faschismus und Militarismus wurde gleichzeitig der gerechte Schlußstrich unter die Firma Quandt gezogen.

In unserer Republik wurden diese Imperialisten enteignet. Entsprechend den Beschlüssen des Potsdamer Abkommens wurde die Firma Quandt wegen ihrer Beteiligung an imperialistischen Unternehmen, besonders aber wegen ihrer Verflechtung mit der Rüstungsindustrie, demontiert.

Heute arbeiten in der Stadt Pritzwalk ebenso wie in der gesamten Deutschen Demokratischen Republik die Werktätigen in den volkseigenen Betrieben, vollbringen dort Heldentaten der Arbeit und des sozialistischen Aufbaus und treten den Beweis an, daß es sich ohne Imperialisten besser und sorgenfreier leben läßt.

Die Ergebnisse der Produktion kommen nicht mehr Einzelnen, sondern der gesamten Gesellschaft zugute.

WILLY GÄDKE, PERLEBERG

Die „Neue Mühle“ bei Perleberg

„Jeden Mittwoch Tanz“, so kann man auf den für die „Neue Mühle“ werbenden Plakaten in den Schaufenstern lesen. Jeden Tag der Woche aber kann man heute seinen Kaffee dort trinken und seinen Kuchen essen im schöngelegenen Ausflugslokal, dem einzigen, das Perleberg heute noch hat. Schöne Wege, z. T. auf hohem Ufer, führen auf beiden Seiten der Stepenitz dorthin; auch in Paddelbooten kann man dahin gelangen. Geruh-sam sitzt es sich am rauschenden Wasser im Anblick der Weinberge (siehe unser Titelbild). Doch „O alte Mühlenherrlichkeit, wohin bist du ent-schwunden?“ Nur die alten Perleberger haben noch die Zeiten erlebt, wo die munteren Räder der Mühle sich im kühlen Grunde drehten. Halten wir einmal Rückschau! Welche Vergangenheit hat die Neue Mühle?

Wer heute dort Entspannung sucht vor den Toren Perlebergs, der wird kaum noch klug aus der ganzen Anlage und der näheren Umgebung dieses lauschigen Plätzchens. Diese ehemalige Wassermühle ist so alt wie die Stadt selbst, ja, vielleicht noch älter als diese. 1303 wird sie bereits in alten Chroniken erwähnt. Markgraf Hermann verkaufte die Mühle mit den Dörfern Buchholz und Spiegelhagen an einen Herrn von Kröcher. 1325 schenkte dieser dann die Mühle dem im Jahre 1299 in Perleberg errichteten „Hospital zum heiligen Geist“. (Am Hohen Ende gelegen, heute Feierabend-heim „Clara Zetkin“). 1354 übereignete die Stadt einige Mühlenanteile der Oberpfarre. Vor 150 Jahren gab es in Perleberg noch fünf Wassermühlen, darunter eine Walkmühle und eine Lohmühle. Zur Zeit der Erwerbung der Stadtrechte durch Perleberg hatten die „Gänse zu Putlitz“ eine fast landesherrliche Stellung. Daher ist anzunehmen, daß diese damals auch



Foto: Gustav Schulz, Perleberg

Im Paddelboot zur Neuen Mühle

die Mühlengerechtigkeiten hatten. 1361 wird aber bereits eine „Mühlen-Interessenten-Gemeinschaft“ erwähnt. Diese Mühlengesellschaft hatte die Mühlen in Erbpacht. Es waren 64 Anteile vorhanden. Der jeweilige Bürgermeister der Stadt war immer auch Mitglied. Nahezu 500 Jahre hat diese Genossenschaft bestanden. Ihre Mitglieder hatten unter anderem das Recht, an allen Festlichkeiten und Tanzkränzchen, die der Verein im Jahre neunmal veranstaltete, mit noch einem Familienmitgliede teilzunehmen. Es galt für „vornehm“, Mitglied der Gesellschaft der Mühlenherren zu werden. 1850 erwarb dann die Stadt die Mühlen für 75 000,— Mark. Nun hörte die Mühlengenossenschaft auf. Damals verteilten sich die Anteile folgenderweise: Die Stadt 54, Sankt-Jakobikirche 6, die Pfarrstellen 3 und die städtische Armenkasse 1 Anteil.

Von großer Bedeutung für den Mühlenbetrieb war es von jeher, den Wasserlauf der Stepenitz zu beherrschen. Perleberg trieb in früheren Zeiten einen lebhaften Handel und eine rege Schifffahrt auf dem Fluß. Darum hatte es ein starkes Interesse daran, daß unterhalb der Stadt bis Wittenberge keine Wehr- und Mühlenanlagen errichtet wurden. Daher ließ sich die Stadt im Jahre 1337 vom Markgrafen urkundlich das Versprechen

geben, daß er niemals zwischen Wittenberge und Perleberg einen Mühlenbau genehmigen würde. Die „Herrschaft Wittenberge“ hatte aber an der Stepenitzmündung eine Wassermühle. Daher schlossen die Perleberger Stadtväter mit dem Landeshauptmann von Buck als Inhaber der „Herrschaft“ Wittenberge und Garsedow einen Vertrag, kauften die Mühle und rissen sie ab. Laut Vertrag durften keine neuen Anlagen geschaffen werden, die die Schifffahrt behindern konnten. Wittenberge baute sich dafür zwei Windmühlen. So blieb der Wasserlauf der Stepenitz frei, und die Perleberger konnten ihn ganz nach ihren Bedürfnissen nutzen.

Im Jahre 1850 erfolgte dann ein Neu- und Ausbau der nunmehr städtischen Mühlen. Sie wurden von der Stadt an die Firma Schnur und Wenzel verpachtet. Schnur schied bald aus; Wenzel aber behielt die Pachtung bis 1880. Dann übernahm die Mühlen sein Adoptivsohn Siemon und führte die Firma unter dem Namen „Siemon - Wenzel“ weiter. Er bezahlte einen Pachtpreis von 13 500,— Mark. Er baute auch den großen Speicher in der heutigen Max-Viereck-Straße. 1916 gingen die städtischen Mühlen pachtweise auf den Mühlenmeister Rump über. Am 27. Oktober 1926 brannte die Stadtmühle (früher Tormühle genannt) neben Brinkers Hotel ab. Die Brandursache ist niemals geklärt worden. Dasselbe Schicksal traf vier Jahre später (21. Juni 1930) unsere Neue Mühle. Hier blieben nur die Wohngebäude erhalten.

So sind Perlebergs Mühlen für immer dahin. Kümmerliche Reste erinnern noch an die alten Zeiten. Die Walkmühle, später Schneidemühle, auf dem Mühlenberg hat bereits 1840 ihren Betrieb eingestellt; ihr folgte 1880 die Lohmühle St. Nikolai-Kirchstraße 3. Die ehemalige Stadtmühle — die Tormühle — wurde im Wiederaufbau ein stattliches Geschäfts- und Wohngebäude und wird nur noch in ihrer Hinterfront als Turbinenmühle von den Rumpschens Erben weitergeführt.

Sieben Windmühlen hatten neben ihren Wasserschwestern einst das Mehl für das tägliche Brot der Bürger Perlebergs gemahlen. Sie umrahmten bis vor einigen Jahrzehnten unsere Stadt: an der Hamburger Straße (Wendt), an der Hagenstraße (Konowski), an der Berliner Straße (Haberland), an der Dobberziner Straße (Hingst-Belitz), im heutigen Stadtpark auf dem Denkmalshügel, am heutigen Bahnhof in der Nähe des Stadtparks und schließlich in der Dergenthiner Straße die später etwas eigenartig bekanntgewordene Fabians-Mühle. Auch sie sind alle verschwunden bis auf die an der Dobberziner Straße, die als Ruine an die einstige Windmühlenpoesie, die unserer heimatlichen Landschaft das Gepräge gab, erinnert.

Unsere „Neue Mühle“ jedoch war ihrer idyllischen Lage wegen nicht dazu verurteilt, aus dem schönen Stadtbild Perlebergs zu verschwinden. Zwar sollte nicht mehr im kühlen Grunde ein Mühlenrad sich romantisch drehen, aber die Stadtväter beschlossen, hier draußen vor den Toren der Stadt den Bürgern eine lockende Ausflugsstätte zu schaffen. Ein prächtiges Fachwerk-

gebäude mit Eichengebälk und Rohrdach erstand und fügte sich harmonisch in die reizvolle Landschaft am Wasser und am Fuß der Berge ein — doch der Krieg verhinderte die Inbetriebnahme, und nach dem Kriege zerstörte auch ein neuer Brand das breite schirmende Rohrdach wieder. Der Aufbauwille unserer Tage jedoch legte dann endgültig und energisch Hand an. Aus freiwilligem Einsatz und aus städtischen Mitteln erstand die Neue Mühle in ihrer heutigen Gestalt und mit ihren Anlagen rings herum. Die Freunde der Heimat und der Natur und die Liebhaber des Wassersports finden hier nun gleicherweise eine einladende Stätte. Doch auch der Mensch, der gern in die Geschichte zurückhorcht, wird auf seine Rechnung kommen. Auf der alten Brücke stehen wir oder auf der hohen Betonwand des neuerrichteten Wehrs. Das Wasser rauscht und raunt unter uns, erzählt vom alten Geschehen, vom Werkfleiß und Unternehmungsgeist der Väter, und es strömt und eilt gleichzeitig unablässig dahin, uns lehrend und mahnend, daß alles gleitet und vorüberirnt. Frohes Lachen aber und gar heitere Musik werden uns wieder hineinführen in das pulsierende Leben und in die Gegenwart, und das schmucke Gebäude der Neuen Mühle wird künden vom ewigen, auch für uns Menschen verbindlichen Gesetz der Natur, daß aus dem Alten immer wieder Neues werden muß.

ERNST STADTKUS, KYRITZ

Ferien an'n Unnersee

*Grön de Böm un grön daet Woter, un de Saegeln blänkern witt.
„Hei!“ rop ik den ollen Bootsmann, „kumm mol ran un nem mi mit.“
He dreht bi un seggt: „Stieg rinner.“ — Wind un Weder de sin goot,
Öwern See un üm de Insel saegeln wi mit unser Boot.*

*Wo daet Schilf daet Ufer freigiwt, trecken wi den Kohn an Lann.
Wulln en Stück tosammen lopen dörch de schönen ollen Dann.
Legg'n wi lang uns denn en baeten, horken wat de Vögel sing'n.
In de Dann un in de Eikböm up un dal Katekers spring'n.*

*Wie daet platscht un klopt un gluckert, wenn de Welln an't Ufer schlohn.
Hoch in't Luft twee Odlers kreisen. Angler sitt in sienen Kohn.
Un he denkt: Wat sall ick wannern, wenn ick mi mol uträuh'n will,
Lot man loopen all de annern — Prignitzland is schön un still.*

Anmerkung der Schriftleitung:

Der Untersee bei Kyritz mit seinem sauberen, einladenden Inselrestaurant, mit dem großen Strandbad und mit den schönen Wasserfahrten nach Wusterhausen und nach Bork ist eine der reizvollsten Ausflugsstätten unserer Prignitzer Heimat.

Die Burgen der Prignitz

Die mittelalterlichen Burgen waren steinerne Symbole des Feudalismus. Der ursprüngliche Wortsinn der Burg ist ein befestigter Ort, in dem man sich bergen kann, in dem man geborgen ist. So waren die meisten der in Sümpfen liegenden slawischen Ringwälle Fliehburgen, in denen Menschen und Vieh sicher waren. Aber neben diesen mehr passiven Sinn der Burgen trat sofort ein zweiter, hervorragend aktiver: schon viele der slawischen Burgen waren Sitze von Häuptlingen, welche über bestimmte Straßen Macht und Herrschaft ausübten. Als die Prignitz um 1150 deutsch wurde, setzten die neuen Herren des Landes sich sofort in diesen alten Machtpunkten fest, es entstanden die deutschen Stadtburgen. Diese waren nun landesherrlich oder Sitze der Vasallen. Im Laufe der Zeit gelang es vielen Städten, diese Burgen selbst zu erwerben und niederzulegen. Draußen im Lande lagen die Ritterburgen, durchweg an wichtigen Handels- und Heerstraßen. Diese alten Straßen verliefen oft ganz anders als die heutigen Chausseen. In älterer Zeit strahlten sie aus von Wittenberge und Havelberg, erst sehr spät von Berlin aus, denn Berlin wurde erst 1486 ständige Residenz. Die Askanier residierten in Brandenburg an der Havel, Karl IV. machte Tangermünde und Frankfurt zu Verwaltungszentren.

Man kann von den Burgen der Prignitz nicht sprechen, ohne das System der mittelalterlichen Straßen, die sie kontrollieren mußten, zu betrachten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß ein Tagesweg zu Fuß oder mit dem Lastwagen 28 bis 30 km betrug, nicht mehr. Man kann ohne weiteres schließen, wenn die Chausseestrecke zwischen Kyritz und Perleberg 40 km beträgt, daß es sich hier nicht um eine mittelalterliche Straße handeln kann. Übrigens durften die Straßen nicht durch sehr lange Sanderfläche führen, weil die Pferde alle drei Stunden getränkt werden mußten. Verdächtig sind von vornherein alle schnurgerade mit dem Lineal gezogenen Wege, im Mittelalter schmiegt sich notwendigerweise die Straßen dem Gelände an.

Die Rittergeschlechter, welche dann die Burgen der Prignitz erbauten, kamen während des „Wendekreuzzuges“ 1149/50 hauptsächlich aus der Altmark. Wir beginnen unsere Betrachtung daher am besten an der Elblinie. Die wichtigsten Übergänge waren hier die bei Lenzen, bei Wittenberge und bei Havelberg.

Lenzen erscheint schon 789, als Karl der Große ein Kastell auf dem etwa 70 m hohen Höhbeck erbaute und nach Lenzen hinüberging, wo er ebenfalls, wohl auf dem Burgberg, ein Kastell errichtete. Wieder hören wir von

Lenzen, als Heinrich I. 929 die Slawen am Rudower See schlug. Nach 1150 finden wir Burg und Land Lenzen in der Hand des Landesherren, oft aber erobert oder verleht an die Nachbarn, die Schweriner oder die Dannenberger oder die mecklenburger Herzöge, das Land Lenzen lag eben im gefährdeten Winkel zwischen den welfischen und mecklenburgischen Nachbarn. Der Berghügel von Lenzen ist 24 m hoch, bis in 2—3 m Tiefe reichen die kreuzweise gepackten Eichenstämme, die man aufgedeckt hat. Ob sie slawisch oder wie in Hühbeck karolingisch sind, läßt sich nicht mehr ausmachen. Die Burg war mit starken Mauern umgeben, eine Zugbrücke führte über den Graben, der sie einst von der Stadt trennte. Der Torturm hatte Keller und zwei Stockwerke. Der runde Hauptturm mißt 14 m im Durchmesser, das Mauerwerk ist zwei Meter stark, das Erdgeschoß hatte, wie manche Burgen, keinen Eingang, man kam nur auf einer Leiter ins Obergeschoß, das mit dem Pallas in Verbindung stand. Gegen 1500 mußten wegen Baufälligkeit der Burg vom Kurfürsten Johann Cicero Wiederherstellungsarbeiten angeordnet werden. Noch 1650 standen Reste einer Kapelle mit Freskomalereien im Süden der Burg. Der erste Hohenzoller hat die Burg 1411—16 an Gans von Putlitz, 1421 an die Quitzows als Pfand gegeben. Von den alten Gebäuden der Burg ist nur noch der ergänzte Bergfried übrig. Außer dem Elbzoll wurde von den kurfürstlichen Burghauptleuten noch der Zoll der Fernstraße Berlin-Hamburg erhoben. Von 1647—76 hat hier der holländische Admiral Giesel van Lier als Amtmann gewaltet. 1828 wurde der Handzoll von Lenzen nach Warnow verlegt, als die Chaussee Berlin-Hamburg fertig wurde.

Die alte Fernstraße führte von Wittenberge über Cumlosen—Lanz—Wustrow—Lenzen bis zur Eldenburg. In Cumlosen und Wustrow sind Burgen oder wenigstens feste Häuser anzunehmen, denn im Jahre 1399 eroberten die Mecklenburger diese „Raubnester“.

Die Eldenburg war also die Grenzburg, sie lag, nur 4 km von Lenzen entfernt, an der Alten Elde. Auch bei Lübz in Mecklenburg gab es eine Eldenburg, die zeitweilig im Besitz der Askanier war. Vom 15. Jahrhundert an saßen hier die Quitzows, die sich gern an wichtigen Straßen ansiedelten. In dem unten noch quadratischen Turm findet sich noch der Quitzowstuhl, die „Judenklemme“, eine Vorrichtung, mit der man einen Gefangenen in sitzender Stellung mit ausgebreiteten Armen mittels eiserner Bügel an die Wand fesseln konnte. Die Burg fiel 1719 als erledigtes Lehen an den König, 1767 wurde das Lenzener Amt nach der Eldenburg verlegt, bis 1818 saßen königliche Amtsleute auf dem Schloß.

Von der Altmark her gesehen öffnet Wittenberge den Weg zum Flußgebiet der Stepenitz. Diesen Weg sind die Gans gegangen. Sie saßen zu Pollitz an der Aland, ihnen gehörten die Eickerhöfe gegenüber Wittenberge. Nach ihrer Familienüberlieferung stammten sie von den Grafen von Mansfeld ab, darum gibt es in ihrem Gebiet an der Stepenitz das

Dorf Mansfeld. Sie nannten sich Edle Herren von Gottes Gnaden. Die Gänseburgen in Wittenberge, Perleberg und Putlitz bezeichnen die Richtung ihres Vorgehens, wahrscheinlich haben sie auch die Meyenburg gegründet.

Eine slawische Sumpfburg an der Mündung der Karthane ist die Vorgängerin der Burg und Stadt „to deme witten Berge“, wie ihr Name ursprünglich gelautet haben muß. Die Gänseburg lag am Nordtor der Stadt, unmittelbar westlich des Steintores. Sie wurde im 30jährigen Kriege zerstört und diente dann als Gutshaus. Nach dem Aussterben der Askanier (1319) wechselten die Stadtherren, den Gänsen folgten nach 1321 die Klepizk, Garstenbittel, Buch, Lützow und Bosel. 1409 erhalten die Gänse von Friedrich I. Burg und Land Wittenberge zurück, sie ernannten die Bürgermeister, wählten die Ratsherren. So oft ein Gans von Wittenberge starb, mußten die Bürger auf dem Marktplatz dem neuen Herrn eine feierliche Erbhuldigung leisten. Das dauerte bis zur Steinschen Städtereform von 1808. Den Elbzoll besaßen die Gans bis 1703.

Die Gans sind auch die ersten Herren von Perleberg. Schon 1239 wird ein Johannes Gans urkundlich erwähnt als Herr von Perleberg. Die Gänseburg lag auf einer Insel an der Stepenitz im Norden der Altstadt, deren Kirche die nicht mehr vorhandene Nikolaikirche war, nördlich der Burg bildete sich bald die Neustadt mit der Jakobikirche und dem Rathaus. Die Burg lag innerhalb der Stadtmauer, die Stepenitz wurde durch vergitterte Maueröffnungen in die Gräben hineingeführt, die die Burg umgaben. Auf dem Stich von Merian 1652 erhebt sich an der Stelle der gotischen Burg ein stattlicher Renaissancebau mit sehr hohem Längsdach und zwei Querdächern. Als der letzte Perleberger Gans Burg und Land seiner Tochter Liudgard als Mitgift in die Ehe gab, zwischen 1292 und 1298, ging beides den Gans für immer verloren.

Putlitz bezeichnet die nächste Etappe über Perleberg hinaus. Die Burg muß schon 1150 errichtet worden sein, wenn sie auch urkundlich erst nach 1300 erscheint. 1150 wird dem Bischof von Havelberg der Besitz des Landes Putlitz vom Kaiser bestätigt, Putlitz ist dann immer ein Lehen der Bischöfe geblieben. Eine Zeit lang (1354—1438) mußten die Gänse außer dieser Lehnshoheit noch die der mecklenburgischen Herzöge anerkennen. Die Grundmauern der Wasserburg sind ausgegraben. Es steht auch noch der Turm. Die Gänse waren bis 1808 wie in Wittenberge in Putlitz kleine Landesherrn, die Burg war um 1750 noch eine stattliche Ruine, wurde dann als Baumaterial langsam abgebrochen, 1806 verkaufte der Baron diese verfallenden Baulichkeiten, 1891 hat Eugen von Putlitz den noch stehenden Bergfried zurückgekauft. Die Burg sicherte nicht nur den Weg der Gänse stepenitzaufwärts, sie kontrollierte auch die Straße von Pritzwalk nach Lübeck, die wiederum jenseits der mecklenburgischen Grenze von der Burg Marnitz am Nordfuß der Ruhner Berge empfangen wurde.

Möglicherweise waren die Gänse auch die Erbauer der Meyenburg, sie müssen sie dann früh verloren haben, schon 1285 ist sie markgräfllich und gehört zum Lande Pritzwalk. Sie war die wichtige Grenzburg, welche die Straße von Kyritz nach Rostock schützte. Man kann hier von einem Sumpfschloß reden, die nasse Niederung der Stepenitz bildete einen natürlichen Grenzschutz. Man kann in der Meyenburg die nach Norden vorgeschobene Burg Pritzwalk sehen. Der Name hat nichts mit Mai zu tun, wie das Stadtwappen anzuzeigen scheint, es handelt sich um das alte Wort Magan „groß, stark“; die Siedler werden aus dem Orte Meyenburg an der unteren Weser gekommen sein. Die gotische Burg, von der noch Reste von Sterngewölben vorhanden sind, sah am Weihnachtsfest 1295 die Markgrafen Otto V. den Langen und seinen Bruder Otto VI, der im nächsten Jahr Mönch wurde und 1306 in Lehnin gestorben ist, in ihren Mauern. 1316 verhandelte hier Markgraf Waldemar, nachdem er in der Schlacht bei Gransee geschlagen worden war, mit dem König Erik von Daenemark und Heinrich II. von Mecklenburg um den Frieden. Nach dem Ende der Askanier war die Burg mehrfach verpfändet, schließlich saßen hier die Rohr, welche, wie ihr Wappen beweist, mit den bayrischen Markgrafen in die Prignitz gekommen waren. Bis 1808 waren sie hier kleine Landesherren wie die Putlitz und die Saldern. Baurat Adler hat 1860 an dem Schlosse alles so umgebaut, daß von dem ursprünglichen Zustand nichts mehr mit Sicherheit zu erkennen ist.

Vier Burgen sicherten das Land Perleberg gegen Westen und Norden. Die Heer- und Handelsstraße von Perleberg nach Lübeck lief, anders als die heutige Chaussee, über den Platenhof und Nebelin nach Burg Stavenow, weiter über Dargardt, Sargleben, Warnow nach Grabow. Stavenow hütete den Übergang über die Löcknitz, die Burg bestand bis nach 1450, sie ist zuerst 1252 bezeugt. Nach den Herren von Stavenow hat sie hin und her den Mecklenburgern, den Schwerinern, den Bosel und Lützwow gehört, 1438 wurde sie von den Rohr erobert, dann saßen hier die Quitzwow, bis diese durch den Vermögensverfall im 30jährigen Kriege gezwungen waren, Stavenow aufzugeben. Südlich von Stavenow, ebenfalls an der Löcknitz, soll in Mesekow noch um 1400 eine alte Burg gestanden haben, über die wir nichts Genaueres wissen. Sie ist wie Stavenow aufzufassen als Schutzburg des Landes Perleberg gegen fremde Pfandinhaber des Landes Lenzen. Die Nordgrenze des Landes Perleberg gegen Mecklenburg schützten Dallmin und Neuhausen. Dallmin war der Sitz der Winterfeld, schon 1344 wies ihnen hier Markgraf Ludwig I. Hebungen zu. 1440 zerstörten die Perleberger in der „Dallminer Fehde“ die Winterfeldburg, weil ein Perleberger Bürger von den Dallminern mißhandelt worden war. Auf der Stelle der Burg steht das Schloß.

(Fortsetzung folgt)

Niemals vergessen!

Aus Anlaß der Gedächtniskundgebung im September 1956 für die Opfer des Faschismus gehen meine Gedanken zurück in die Zeit vor 1945. Ein Gefühl von Trauer und Ehrfurcht ergreift mich, wenn ich im Geiste die langen Reihen der Gefährten überblicke, die im Kampf gegen die Hitlerbarbarei standen und fielen. Unter den schwierigsten Bedingungen des Terrors blieben sie den Idealen der Freiheit und des Menschenrechts treu, für ihre Überzeugung erlitten sie Not, Demütigungen, Folter und opferten lieber das Leben als zu kapitulieren.

Vor meinem Auge ziehen die Helden vorbei, die vom ersten Moment der Hitlerherrschaft an den Kampf illegal weiterführten, von denen viele den Folterungen der SA und SS erlagen oder von den „Volksgerichten“ unter das Fallbeil geschickt wurden.

Wir gedenken jener, die jahrelang in den Zuchthäusern begraben waren, oder in den KZ ein Sklavenleben führten, wobei unzählige zugrunde gingen. Wir sehen die Männer und Frauen aus allen Ländern Europas, die, weil sie als aufrechte Patrioten für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes waren, nach Deutschland verschleppt und in die Todeslager geworfen wurden. Und das alles ist noch so nahe, als sei es gestern gewesen.

Schwer war es in den Zeiten, als das Hitlerregime seine grausame Macht entfaltet hatte, den Glauben an den schließlichen Sieg der Kräfte der Freiheit und des Rechts über die faschistische Barbareiwachzuhalten, noch schwerer als nach der Niederwerfung Polens und Frankreichs die Hitlerarmee tief in die Sowjetunion bis zur Wolga und zum Kaukasus

vordrang und das deutsche Volk aktiv oder passiv mitmachte. Das waren Helden, die in dieser Zeit weiterkämpften und die Fahne hochhielten. Heroisch-tragisch ist das Los jener Männer, die, den Sieg über den Faschismus schon greifbar nahe sehend, — ich nenne hier nur Ernst Thälmann, — durch einen heimtückischen Befehl Himmlers ermordet wurden. Denken wir daran anlässlich des Verbotes der KPD in Westdeutschland.

Was gab den illegalen Kämpfern im Lande und den politischen Gefangenen in den Zuchthäusern und KZ die Kraft zum Durchhalten? Es war die Solidarität der Antifaschisten untereinander, die feste Einheitsfront, die aus Not und Tod über alle bisherigen Schranken der Herkunft, der Weltanschauung, der Parteirichtung hinweg sich durchsetzte, hier lernten sich Deutsche aller Klassen kennen, verstehen und schätzen und vereinigten sich im Kampfe um Leben und Freiheit in der antifaschistischen Einheitsfront.

In den Konzentrationslagern entstand die wirkliche internationale Solidarität zwischen den Angehörigen aller Nationalitäten Europas und den deutschen politischen Gefangenen im gemeinsamen Kampf gegen die Vernichtungsmethoden der SS.

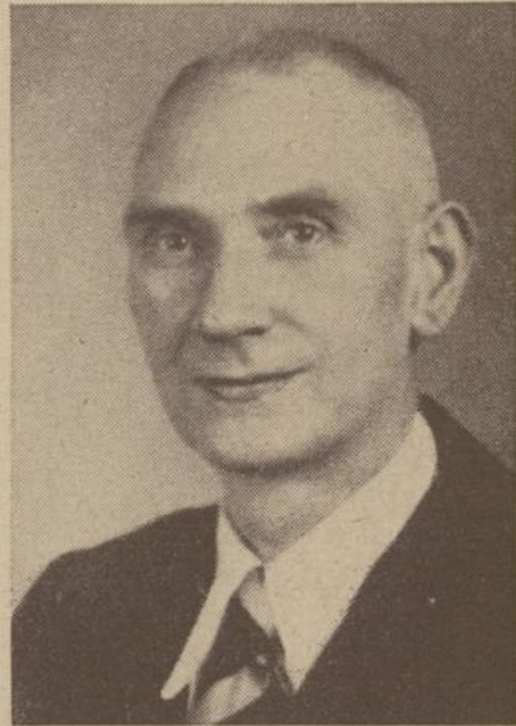
Deutschland braucht gerade in der gegenwärtigen Entwicklung Männer und Frauen, die alle Schwierigkeiten zu meistern fähig sind, es wird Menschen finden, die mit Kraft, Mut und Überzeugung gegen Überbleibsel des Nazismus und Neofaschismus kämpfen und schließlich in ganz Deutschland siegen werden.

Wir Überlebenden aus den KZ, die dank der Siege der Sowjetischen Armee befreit wurden, wollen stets dieser Zeit unseres solidarischen Zusammenhaltens in den Lagern und des Gelöbnisses gedenken, das wir uns beim Abschied gaben: In unserem Lande die Bande der antifaschistischen Einheitsfront immer mehr zu festigen! Und heute fügen wir hinzu, mit aller Kraft mitzuwirken, daß Deutschland bald ein einheitlicher Staat wird. Das vermögen wir am besten, wenn wir unsere Republik, deren 7. Jahrestag wir am 7. Oktober feiern, allseitig entwickeln und stärken, um sie so zum leuchtenden Vorbild für ein geeintes Deutschland zu machen.

ALBERT HOPPE, PERLEBERG

FRITZ MARTINS ZUM GEDÄCHTNIS

AUS DEM SCHAFFEN
DES LANGJÄHRIGEN PERLEBERGER
MUSEUMLEITERS



*„Ehret mir die deutschen Meister,
dann bannt ihr gute Geister!“*

Fritz Martins

Wenn Richard Wagner uns durch den Mund seines Hans Sachs diese Mahnung gibt, dann dürfen wir sie voll beziehen auf den in diesem Jahr von uns gegangenen Perleberger Tischlermeister Fritz Martins. Er war ein Meister! Nicht nur ein Meister in seinem hervorragenden handwerklichen Können, sondern auch in dem, was ihm darüber hinaus ein Zusätzliches für seine Lebensarbeit wurde. Dieses Zusätzliche hatte seine nie versiegende Kraft- und Freudenquelle in der Heimat, in der Liebe zur heimatlichen Vaterstadt, zur heimatlichen Landschaft. Aus seiner Meisterschaft heraus wurde er ein Mensch, der sich nicht erschöpfte in der bloßen Zuneigung zur angestammten Heimat, sondern der ihr durch die Tat diente, der pflegte und gab und schenkte, der mithalf, die Heimat reicher zu machen. Treue um Treue! „Unsere Heimat“ will darum mit diesen Zeilen Fritz Martins ein schlichtes Denkmal setzen und will mithelfen, daß das Werk dieses Mannes nicht vergessen wird. Daß es fortlebt, weil es ein gutes und beispielhaftes war.

Das Leben von Fritz Martins umfaßte 66 Jahre. Es begann am 7. 6. 1890 in Perleberg, und es endete am 16. 6. 1956 ebendort. Es war ein glückliches Leben. Dann und wann pflegte er in seiner guten und oft mit feinem Humor gewürzten Art davon zu erzählen. Einiges sei davon berichtet.

Nie war Fritz Martins ein Freund von Traurigkeit. Sein ganzes Leben hindurch war er ein innerlich froher Mensch. Schon als Säugling hing ihm

der Himmel voller Geigen. Die Eltern waren zum Ball, und das Baby wollte nicht schlafen. Da tauchte das zur Betreuung daheim gebliebene Hausmädchen den Nuckel immer wieder in den süßen Kümmel. Der kleine Fritz lutschte gierig, und schließlich lag er blau und wie leblos da. Das Mädchen bekam es mit der Angst, lief auf den Ballsaal und holte die Eltern. Diese riefen erschrocken und schleunigst den Arzt. Der untersuchte, fragte, sah die Flasche und sagte den besorgten Eltern schließlich: „Nur keine Angst, der kommt wieder zu sich. Ist bloß sternhagelvoll. Geht man wieder hin und macht es ebenso.“

Als Schüler war er nicht immer ein Musterknabe. Besonders die geheimnisvollen und teilweise recht komplizierten Zusammenhänge der Zahlenwelt waren ihm oft ein Buch mit sieben Siegeln. Dafür wußte er aber im Walde Bescheid, kannte die Nisthöhlen der Eulen und die Horste der Raubvögel, und als er einst beim Indianerspiel der Perleberger Karl-May-Jünger ins Gedränge kam, da sprang er kurz entschlossen in voller Kriegsbemalung in den Delaware, der hier durch unsere heimatliche Stepenitz vertreten war, und entkam so schwimmend seinen verblüfften und weniger beherzten Verfolgern.

Die handwerkliche Lehrzeit absolvierte Fritz Martins beim Vater in der Tischlerwerkstatt. 1908 wurde er Geselle und arbeitete als solcher in Berlin. Doch dann trieb es ihn weiter hinaus. Er durchwanderte nach zünftiger Handwerkerart das deutsche Vaterland, schaute hier ein und lernte dort, arbeitete in Mainz, Köln und Hannover, weitete mit offenen Sinnen den Horizont und erwarb so die Grundlagen für sein späteres Können und auch die Lust zum lernenden Reisen, die ihn sein ganzes Leben lang dann nicht losließ. Eine wertvolle Zeit vertiefenden Studierens schloß sich 1912 und 1913 auf der Baugewerksschule in Neustadt-Glewe an, sie fand ihre Fortsetzung 1914 und 1915 auf der Kunstgewerbeschule in Berlin. Dann mußte Fritz Martins in den Krieg.

Nach Ende des Krieges ging Fritz Martins wieder zu seinem Vater ins Geschäft. Er legte mit bestem Erfolg die Meisterprüfung ab, und am 1. Januar 1924 übernahm er das Geschäft des Vaters. Dem Handwerksbetrieb, der von 1849 von seinen Vorfahren am St.-Nikolai-Kirchplatz betrieben wurde, gliederte er das Möbelgeschäft in der Bäckerstraße an. Seine Tatkraft und seine Schöpferfreude waren so zum vollen Leben erwacht und haben sich dann in der Folgezeit weitgehendst und erfolgreich entfalten können.

Der junge Meister lieferte ideenreiche und in jeder Hinsicht gediegene Arbeit. Er gewann geschickte und getreue Mitarbeiter. Bald konnten Werke geschaffen werden, die feinen Kunstsinn und höchstes handwerkliches Können offenbarten. Besonders ehrenvolle Aufträge kamen herein: Möbelstücke individueller Art, geschmackvolle Tafelungen und Innenausstattungen, Portale, Altäre und vieles andere, das hier und da in unserer

Heimat steht, und das noch auf Jahrzehnte hinaus den aufmerksamen und kunstsinnigen Betrachter erfreuen wird. Zu seinen schönsten Arbeiten gehörten Restaurationen im Havelberger Dom, die er gemeinsam mit dem Regierungsbaurat Hassenstein durchführte. Die äußere Ehrung fand das handwerkliche Können von Fritz Martins dadurch, daß ihn seine Berufskollegen bald zum Obermeister ihrer Innung wählten. Er hat dieses Amt 20 Jahre hindurch innegehabt.

Das feine Einfühlungsvermögen des jungen Meisters aber in die Möbelkunst und in die Stilarten vergangener Epochen hatten ihn auch mit einem anderen Manne in Berührung gebracht. Der Sammler Wilhelm Ratig, der zum Begründer des Perleberger Heimatmuseums geworden war, brachte manches alte, kulturell wertvolle Möbelstück vergangener Zeiten, das der Ausbesserung bedurfte, zu Fritz Martins in die Werkstatt. Der immer interessierte und immer sich gut einfühlende Meister nahm sich der Dinge an und wurde so bald zu dem geschickten Restaurator, als den wir ihn kennengelernt haben. Er spezialisierte sich durch gründliches Studium, und sein Wissen und Können auf diesem Gebiete wuchsen so, daß er bis an sein Lebensende für unsere ganze Heimat hier als entscheidende Autorität galt.

Aus dieser Zusammenarbeit mit Wilhelm Ratig erwuchs bei Fritz Martins die Liebe zu den Dingen in unserem Heimatmuseum. Um 1920 erblühte sie und blieb, sich stetig steigernd, 36 Jahre lang lebendig. Sein Opfergeist und seine stete selbstlose Einsatzbereitschaft ließen ihn fortan oft stunden- und tagelang im Museum sein, und dieses Schaffen ließ schließlich in Wilhelm Ratig den Wunsch aufkommen, daß der junge Tischlermeister das Erbe seines Lebenswerkes lebendig erhalten möge. Wilhelm Ratig hatte gesehen, wie zielbewußt und doch behutsam er in seiner Arbeit war, und wie er es verstand, sich mit den erforderlichen Mitarbeitern zu verbinden. Dazu gehörten vor allem Max Zeisig, der als Sammler, Fotograf und Künstler weithin bekannt war, später Ferdinand Meyer, der die umfangreiche Verwaltungsarbeit übernahm und sich dann besonders in der Vorgeschichte spezialisierte, Werner Gragert, der als Bibliothekar und Archivar, als Sippenforscher und Publizist dem Museum diente.

Auf seinem Sterbebette hatte Wilhelm Ratig die Zusage Fritz Martins, und so konnte er beruhigt die Augen schließen. Er wußte sein Werk in besten Händen. Nach Ratigs Tode im Jahre 1928 wählten die maßgeblichen Instanzen Fritz Martins zum neuen Leiter des Perleberger Heimatmuseums. Ferdinand Meyer wurde Stellvertreter und gleichzeitig spezieller Pfleger der vorgeschichtlichen Abteilung. Beide Männer verband in der gemeinsamen Arbeit eine feste Freundschaft. Ihr Werk fand dadurch Anerkennung, daß das Museum offiziell zum Kreismuseum der Westprignitz wurde.

Fritz Martins hatte dem Museum, das bald vom Lyzeum in die jetzigen Räume Am Mönchort übersiedelte, sein heutiges Gepräge gegeben. Er schuf große und helle Räume. Er hatte Freude am Licht und an jedem Sonnenstrahl, der zwischen den alten Schaustücken tanzte. Er vereinte vollendet das Ästhetische und das Praktische. Er schuf mit seinen Mitarbeitern einen klaren und übersichtlichen Aufbau, und er lieferte aus seinen Ideen und aus seiner Werkstatt Vitrinen und sonstiges Schaugerät, das in jeder Hinsicht vorbildlich war. Das Objekt sollte in seiner ganzen Wirkungsmöglichkeit sich entfalten und zur Geltung kommen, das Schaugerät selbst aber mußte völlig unaufdringlich und zurückhaltend bleiben. So kann man von seinen Schaukästen sagen, daß sie wenig Holz und viel Glas haben, daß sie diskret hinter die Schaustücke zurücktreten und daß sie so im Stil zeitlos und immer schön sind. Diese wirkungsvolle Zurschaustellung der Gegenstände im Verein mit der überaus großen Reichhaltigkeit des Gesammelten und Dargebotenen hat unserem Museum zu seinem guten Ruf verholfen. Wenn heute die Heimatfreunde und auch sachverständige Besucher aus allen Teilen Deutschlands, ja selbst darüber hinaus, in unser Museum kommen und sich zu ihm dieserhalb freuen, wenn es anerkannterweise hinter Stralsund und Schwerin das reichhaltigste Heimatmuseum im nördlichen Teil der DDR ist, so darf das Fritz Martins auch noch nach seinem Tode ein Lob sein.

Zu den größten Erfolgen unseres Museums in der Vorkriegsarbeit unter Fritz Martins Leitung gehörte die Sonderausstellung „700 Jahre Perleberg“ im Jahre 1939. Sie hatte innerhalb einer Woche über 2000 Besucher. Als nach dem Tode von Caemmerer und Dr. Nickel der Heimatverein einer neuen Führung bedurfte, wählte er sich Werner Gragert, Fritz Martins und Ferdinand Meyer zum Vorstand und fuhr sehr gut dabei. Dieses „Triumvirat“ konnte der Gemeinschaft der Heimatfreunde viel Wissen um die heimatlichen Dinge vermitteln.

1939 hat Fritz Martins geheiratet. Er fand als reifer Mann auf der Höhe seines Schaffens eine Lebensgefährtin, die auch für seine umfangreiche Museumsarbeit Verständnis und Liebe mitbrachte, und er fand auch in seinem Kinde ein häusliches Glück, das ihn nur noch inniger und warmerherziger an seine Arbeiten gehen ließ. Doch der zweite Weltkrieg stoppte alle seine großen Pläne. Fritz Martins konnte in ihm nur hüten und bewahren. Jede Nacht, wenn die Sirenen gingen und die Menschen aus der Nachbarschaft in die geräumigen Keller des Museums eilten, war Fritz Martins zur Stelle und sah nach dem Rechten. Als der Zusammenbruch des Hitlerstaates auch manches im Museum zerschlug und als vor allem kostbarste Schätze der Stadt in Gefahr waren, da war Fritz Martins wiederum da. Wichtigste alte Urkunden, auch die von der Gründung unserer Stadt, lagen auf Fluren und Treppen des Rathauses und auch draußen zerstreut. Fritz Martins achtete nicht seine eigene Sicherheit, sondern

barg in den Räumen des Museums, was er nur bergen konnte. Er rettete so die wichtigsten Stücke des Stadtarchivs. Heute, wo wir unsere alten Schätze wieder sicher verwahrt im Turm des Rathauses wissen, sind wir ihm doppelt dankbar dafür.

Nach dem Zusammenbruch erhielt das Museum den Rektor Walter Zabel als Leiter. Auf dessen Veranlassung hin wurde Fritz Martins im Oktober 1946 vom Rat des Kreises Westprignitz wieder offiziell als Pfleger der Kunstgegenstände und Altertümer eingesetzt. Seine Liebe zur Heimat und zum Heimatmuseum und seine Bereitschaft zur steten Mithilfe waren nicht erloschen. Er bemühte sich, Mittler und Bindeglied zwischen alter und neuer Zeit zu sein und konnte in dieser Mission in der Neugestaltung unserer Verhältnisse manches Wertvolle für unser Museum leisten. Die Herrichtung des Hofes im Museum, die wirkungsvolle Anordnung in der dortigen Freilichtausstellung, der Bau der kleinen Halle in der handwerklich recht geschmack- und stilvollen Ausführung sind im wesentlichen seiner Initiative und seiner Gestaltungskraft zu verdanken. Bei der Restaurierung des Hauses Großer Markt 4, insbesondere der Figuren, und bei vielen anderen Dingen gaben sein Verständnis und seine geschickten Hände entscheidende Hilfe.

Die erforderlich gewordene Projektierung der Museumserweiterung und vor allem der Schaffung von Bücherei-, Arbeits- und Magazinräumen fand in ihren Plänen in Fritz Martins besonnener und ganz auf sinnvolle Praxis ausgerichteten Art wertvollste Mitarbeit und Anregung. Aus all diesen Plänen wurde Fritz Martins nach einem sehr langen Krankenlager durch den Tod herausgerissen. Doch er wußte, daß die getreuen Mitarbeiter im Verein mit der jungen Museumsleiterin und deren Gehilfin sein Werk hegen und in seinem Geiste weiter ausbauen werden.

Als wir Fritz Martins zur letzten Ruhe betteten, stand eine sehr große Schar Trauernder an seinem Grabe. Aus der Grabrede klang das Wort Theodor Fontanes: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du.“ Seinen Freunden in der Museumsleitung, den vielen Heimatfreunden in Stadt und Land wird Fritz Martins noch oft fehlen. Sein bestes Vermächtnis wird sein, wenn wir in seinem Geiste der Selbstlosigkeit und der Einsatzfreude uns mühen, der Heimat zu dienen. Wenn wir in derselben Innerlichkeit uns verbunden fühlen mit einem Werk, das wohl keinen klingenden Lohn abwirft, das aber doch unzähligen Menschen die Freude an der Heimat und die Liebe zu ihr schenkt.

Unser Dossetal

Fortsetzung

b) Geologischer Aufbau

Nachdem somit die Oberflächenformen beschrieben worden sind, soll nunmehr auf ihren geologischen Aufbau eingegangen werden. Im ganzen Arbeitsgebiet finden wir nur jungdiluviale und alluviale Schichten.

Von den jungdiluvialen Schichten tritt zunächst die Prignitz-Ruppiner Böschung hervor. Sie kennzeichnet in ihrem girlandenförmigen Grundriß in unserem Gebiet die letzte Hauptstillstandslinie des Inlandeises und besteht in ihrem Aufbau im wesentlichen aus den Ablagerungen der Trümmer und Verwitterungsprodukte der verschiedenen nordischen Gesteine, vermischt mit den von dem Gletschereis aufgewühlten Bodenarten, die ehemals die Oberfläche Südschwedens, das heutige Gebiet der Ostsee und Norddeutschlands bedeckten. Teilweise wurden diese mitgeführten Gesteinsmassen durch den ungeheuren Druck der gewaltigen Eismassen zerquetscht und zermalmt und zu einer einheitlichen Masse von großen und kleinen Steinen, von Ton, Sand und Kies zu dem sogenannten Geschiebemergel zusammengeknetet. Er ist von der schlämmenden Tätigkeit des Schmelzwassers noch unberührt und hat sich in der Endmoräne daher nur in wenigen Senken und Mulden erhalten. Aus den höheren Teilen wurden die feineren Bestandteile, wie Ton, Lehm und Kalk, ausgewaschen und zum Dossetal fortgeschwemmt, und nur die gröberen Bestandteile neben anderen Mineralien, in der Hauptsache die Bestandteile des zerriebenen Granits: Quarz, Feldspat und Glimmer, blieben in mehr oder weniger feiner Körnung als Grand, Kies und Sand zurück. Diese Sande bedecken heute das ganze als „Sander“ bezeichnete Gebiet zwischen der Prignitz-Ruppiner Böschung und dem Dossetal, und zwar durchweg in einer Mächtigkeit von 4 bis 6 m. Bei einer Brunnenbohrung in den Wolfsbergen ist sogar eine Stärke von 28 m festgestellt worden. Die sich aus diesem Gebiet erhebenden Höhen — Heideberg, Zootzen, Rockstädter Berg — bilden Kuppen einer älteren diluvialen Platte, die von diesem Sander gleichsam umflossen sind, in ihrem Aufbau jedoch ebenfalls aus diluvialen Sanden bestehen.

Das Moränen- und Sandergebiet auf der Westseite der Dosse ist ähnlich wie das der Ostseite aufgebaut. Nur handelt es sich bei der mit den Scharfenbergen südlich Wittstock beginnenden Moräne nicht um eine Endsondern um eine Staumoräne. Derartige Bildungen entstanden durch ein vorübergehendes Vorstoßen einzelner Eisloben, wobei die Eismassen sich tief in den weichen Boden eindrückten und ihn vor sich aufstauten. Hierbei wurden oft auch ältere, miozäne Schichten des Tertiärs erfaßt und mit der Staufalte emporgehoben. So treten nordöstlich Papenbruch miozäne Braunkohlenflöze zutage, deren Mächtigkeit jedoch nur gering ist.

Das Gebiet südlich Rossow zwischen der Dosse und der Darsikower Senke stellt mit seinen lebhafteren Geländeformen offenbar die Überspülung einer älteren Diluvialdecke mit nicht mehr so mächtigen, aber um so feinerem Sandermaterial dar, aus dem die älteren Sandschichten in Form von Kuppen herausragen. Ebenso verhält es sich auf dem gegenüberliegenden westlichen Einzugsgebiet. An einigen Stellen treten sogar die höchsten Kuppen der älteren diluvialen Grundmoräne in kleinen Geschiebemergelkuppen zutage, so bei Lüttkendosse im Kolpin, nördlich Fretzdorf im Lehmberg und nordöstlich von Rossow im Rägeline Berg. Hier läßt sich sogar der weitere Verlauf der alten Grundmoränenplatte in tieferen Schichten an äußeren Symptomen verfolgen. Sie muß mit leichter Neigung zur Dosse hin verlaufen, bildet an Stellen, an denen die oberen Sande nicht so mächtig sind, infolge der Wasserundurchlässigkeit kleine feuchte Stellen, sogenannte „Sieks“ (Run Siek, Lang Siek, Grot Siek), streicht am diluvialen Uferrand des Dossetals flach aus und bildet damit die Voraussetzung zur Bildung einiger kleiner Überfallquellen. Hervor treten in diesem Gebiet noch einige langgestreckte, wallartige Hügel, die in Aufschlüssen durch ihre gute Schichtung des Gesteins auffallen. Es sind Wallberge oder Oser, d. h. Aufschüttungen in Eisspalten, in denen sich je nach Maßgabe des abtauenden Schmelzwassers dickere oder dünnere Schichten gröberen oder weniger gröberen Sandmaterials ablagerte. Solche Oser finden wir westlich von Fretzdorf entlang einer flachen Mulde und in ganz besonders guter Ausprägung im Osterberg, südöstlich von Teetz. Letzterer erinnert sehr an den von Rausch eingehend beschriebenen Oser von Herzberg (Der schöne Berg).

Deutlich abgesetzt durch eine Terrasse von durchschnittlich 5 m Höhe zieht sich zwischen diesen beiden Sandern der breite Talboden des diluvialen Dossetales dahin. Es besteht größtenteils aus Talsanden, die sich durch ihre Feinkörnigkeit auszeichnen und so gut wie geschiebefrei sind. Dort, wo die Schmelzwässer in dieser Abflußrinne zur Ruhe gekommen sind, was vor allem in Buchten der Fall war, kam es auch zu Ablagerungen der feineren Schwemmteile, wie Kalk, Ton und Lehm, des sogenannten „Schwebs“. Dies scheint südlich Wittstock bei Goldbeck und Dossow der Fall gewesen zu sein. Hier tritt die erwähnte Staumoräne in den Scharfen-

bergen ziemlich hart an das Dossetal, dieses verengend, heran, wodurch es nördlich Dossow zu einer Stauung der Wassermassen kam. Hierdurch wurde die Voraussetzung für eine Beruhigung der Wassermassen und damit für eine Ablagerung des Schwebs geschaffen. Dieser lagerte sich hier nach dem jeweiligen Ruhezustand des Wassers in mehr oder weniger feiner Körnung als schöngeschichteter Ton, Tonmergel und Lehm in einer Mächtigkeit von 0,5 bis 3 m ab (Bänderton).

In dieser geologischen Beschaffenheit befand sich unser Gebiet am Ende der Späteiszeit, d. h. unmittelbar nach Abzug des Inlandeises. Wir treten damit in die alluviale nacheiszeitliche Wärmezeit ein. Übergang zu ihr dürfte wohl eine Zeit gewesen sein, in der der Boden, noch frei von einer schützenden Vegetationsdecke, den formverändernden Kräften von Wind und Wasser besonders stark ausgesetzt war. Namentlich der Wind fand in unserem Gebiet in den trockenen Sandmassen ein willkommenes Material für seine Betätigung, das er zu langgestreckten Dünenzügen zusammenwehen konnte. Hierfür sind die sich südöstlich Gadow erhebenden Fuchs-, Wolfs- und Weheberge die markantesten Vertreter aus jener Zeit. Von ihnen stellen besonders die Fuchsberge geradezu ein klassisches Beispiel eines spätglazialen Dünenzuges dar. Sie bilden eine nach Nordosten geöffnete Parabel, die sich in ihrem Scheitelpunkt bis zu 10 m aus ihrer Umgebung erhebt, während ihre ca. 1½ km langen Schenkel nach den Enden verflachen. Da außerdem der Sand nach den Enden zu wesentlich steinreicher ist als nach der Düne, kann aus Form und Zusammensetzung derselben gefolgert werden, daß die vorherrschenden Winde zur Entstehungszeit des Dünenzuges Nordwestwinde waren.

Die Schmelzwässer des diluvialen Dossetals verringerten sich, einen neuen Talboden bildend, der sich nach weiterer Abnahme der Wassermassen wohl bald in einer zweiten Terrasse von dem diluvialen Talboden absetzte. In diesem zweiten Talboden fließt heute, nur wenig abgeschnitten, die Dosse als schmales Flößchen in vielen Windungen dahin. Ihr Wasserspiegel hat nördlich Wittstock eine Höhe von 60 m und senkt sich bis nach Teetz auf 43 m.

Doch nicht lange kann diese vegetationslose Zeit gedauert haben. Den weichenden Eismassen folgte allmählich die Pflanzenwelt und mit ihr die Tierwelt. Wo diese sich einfanden, bildete sich bald aus den Zersetzungsprodukten ihrer abgestorbenen Teile eine neue dünne Bodenschicht, der Humus, der durch seine mehr oder weniger dunkle Farbe gekennzeichnet ist. Oder es bildete sich Torf. Dieser kann jedoch nur unter teilweiser Wasserbedeckung entstehen, weil dadurch der freie Zutritt der Luft verhindert und damit die vollständige Zersetzung der abgestorbenen Pflanzen unterbunden wird. Diese Bedingungen sind u. a. in den Gebieten gegeben, die in ihrer Tiefe den allgemeinen Grundwasserspiegel erreichen, bzw. unter ihn herunterreichen. Dies trifft für alle die vielen kleinen und großen

Mulden und Senken, die Seenränder unseres Gebietes und vor allem für unsern zweiten Dossetalboden zu. Torf finden wir nördlich Wittstock in den Gröper Wiesen, nördlich Fretzdorf und bei Teetz. Jedoch ist seine Mächtigkeit fast durchweg nicht über 1 m.

Aber auch Veränderungen chemischer Natur vollzogen sich in dieser Zeit. Hierzu gehört vor allem die Bildung des Raseneisensteins. Er ist ein mehr oder weniger reiner Brauneisenstein oder Eisenhydroxyd ($\text{Fe} [\text{OH}^2]$), das sich aus den in unseren Böden enthaltenen Eisenoxydsalzen unter Einwirkung des Sauerstoffes der Luft gebildet hat, von den Niederschlagwässern mitgeführt und in den Niederungen abgesetzt wurde. Wir finden Raseneisenstein hauptsächlich auf den Ernstenswiller Wiesen.

Eine ähnliche Umbildung vollzog sich mit den ursprünglich bis an die Oberfläche vorhandenen Kalkbestandteilen unseres Bodens. Das mit Kohlensäure beladene und in den Boden eindringende Regenwasser löst dies Kalkstoffe auf und spült sie in die Mulden, Senken und Seen, wo sie sich alsdann als schmutzigweißer bis weißer Wiesenkalk ablagern. Nicht selten tragen auch Wasserpflanzen, die dem Wasser den Kalk entnehmen und dann zum Aufbau ihres Gewebes benötigen, nach dem Absterben zur Bildung des Wiesenkalkes bei.¹⁾ Ablagerungen von Wiesenkalk finden sich besonders im Königsberger See und seinen verlandeten Rändern.

Andere Teile der aufgelösten Kalkstoffe sickerten in den Kapillaren oder an Pflanzenwurzeln in die Tiefe, wo sie sich oft in feinen Schnüren oder an Wurzeln ausscheiden, letztere vollständig inkrustierend und nach dem Verwesen derselben als röhrenförmige Konkretionen zurückbleibend, die in der Literatur als Osteocollen bezeichnet werden. Begünstigt wird die Bildung derartiger Konkretionen dort, wo das Absinken des Sickerwassers durch eine wasserundurchlässige Schicht verhindert wird. Dies ist, wie bereits erwähnt, östlich Rossow und Teetz der Fall. Ich habe derartige Osteocollen in einem Aufschluß am Osterberg östlich Teetz in ganz hervorragender Ausprägung gefunden.

Abschließend möchte ich zu diesem Kapitel feststellen, daß sich das geographische Milieu hinsichtlich seiner morphologischen Beschaffenheit seit dem Beginn der nacheiszeitlichen Wärmezeit und dem damit verbundenen Auftreten der Vegetation in unserm Gebiet nur wenig verändert hat, die letztgenannten Bildungsprozesse, wie Entstehungen von Humus, Vertorfung unserer Dossewiesen und die chemische und mechanische Zersetzung unseres Bodens jedoch bis in die Jetztzeit überall dort andauern, wo der Mensch nicht in den Ablauf dieser geologischen Vorgänge hindernd oder fördernd eingreift.

Fortsetzung folgt

1) Ich denke hier besonders an die Armleuchteralge, die außerordentlich kalkhaltig ist, und deren Kraut vielfach zum Düngen benutzt wird.

Die Glocke aus Muggerkuhl

Als ich im Sommer 1955 — wenige Tage vor dem IV. Parteitag der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands — das Kreissekretariat der DBD in Perleberg betrat, stand dort auf einem Tisch eine kaum melkeimergroße Bronzeglocke, und die Kollegen berieten über Form und Inhalt eines Begleitschreibens, denn diese Glocke sollten die Delegierten unseres Kreises zum Parteitag mitnehmen. Ich schlug vor, die wichtigsten Daten aus der Geschichte der Glocke auf eine Metallplatte gravieren zu lassen. Und so geschah es denn auch.

Welche Bewandnis es mit der Glocke hat und welchen von den Bauern gewünschten Weg sie dann nahm, darüber lassen Sie mich Hermann Turowski in „Die Weltbühne“ vom 25. Januar 1956 zitieren, denn ich glaube, daß die Wirkung auf einen Unbefangenen mehr sagt als das Wort eines unmittelbar Beteiligten:

„Berlin ist gegenwärtig gewiß nicht arm an interessanten Ausstellungen, aber die bemerkenswerteste und, für unser Gefühl, sogar schönste Ausstellung ist seit dem 3. Januar im Museum für deutsche Zeitgeschichte zu sehen. Dort sind Tausende von großen und kleinen Geschenken gesammelt, die Wilhelm Pieck, dem Präsidenten der Deutschen Demokratischen Republik, an seinem achtzigsten Geburtstag überreicht worden waren.“

Hermann Turowski führt den Leser dann durch diese Ausstellung und schließlich auch vor unsere Glocke:

„Wie vom Zufall geführt, entdecken wir in einer der Nischen eine mittelgroße Glocke aus Bronze. Ein winziges Messingschild darunter verkündet ein großes Stück unserer Geschichte; es ist die Glocke aus dem Herrenhausturm des Rittergutes Muggerkuhl im Kreis Perleberg, die seit 1851, also fast hundert Jahre lang, Generationen von Landarbeitern täglich zur schweren Fronarbeit für den feudalen Grundbesitzer rief. Einem solchen Leben in Not und Elend, zum größten Teil unter der Peitsche der unmenschlichen Gesindeordnung Preußens, machte die demokratische Bodenreform ein Ende. Zum letzten Male schlug diese Glocke am 3. September 1945; es war die kräftige Hand eines Neubauern, der die ehemaligen Gutsarbeiter zur Verteilung des Bodens zusammenrief und damit eine der großen geschichtlichen Taten einläutete, für deren endliche Verwirklichung auch Wilhelm Pieck ein Leben hindurch gekämpft hatte. Die früheren Sklaven des Gutes Muggerkuhl, heute freie Bauern auf freiem Lande, schickten ihm diese Glocke: ein wahrhaft historisches Geschenk und eine symbolische Erinnerung zugleich!“

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

Nachstehend veröffentlichen wir einen weiteren Auszug des in Heft Nr. 8 begonnenen Aufsatzes.

Der Güterverkehr

Ab 1. Januar 1847 wurden die aufkommenden Güter von je einem Güterzug in beiden Richtungen aufgenommen. An drei Tagen in der Woche fuhr man noch einen Extragüterzug mit Übernachtung in Wittenberge.

Im Jahre 1847 überwogen die Einnahmen aus dem Personenverkehr noch die des Güterverkehrs.

Die Direktion der Berlin-Hamburger Bahn erkannte aber damals, im Gegensatz zu anderen Eisenbahnen, daß dem Güterverkehr eine bedeutende Rolle zukam.

Schon im Jahre 1848 trat ein Umschwung zugunsten des Güterverkehrs ein, der durch günstige Frachtsätze laufend gesteigert wurde.

1847 bei der Eröffnung machte man einen Unterschied zwischen Eilgut und je einer Klasse für Artikel in höherer und gewöhnlicher Fracht.

Ein Unterschied zwischen Stückgut und Wagenladungen wurde nicht gemacht. Für wenig sperrige Güter erhob man einen Frachtzuschlag von 50 Prozent.

Anderen Bahnen gegenüber waren die Güterfrachten erheblich billiger auf der BHB. Das hatte seine Ursachen einerseits in der Elbkonkurrenz der Schifffahrt und andererseits in der erheblichen Belastung mit Durchgangszöllen.

1851 mußte mehr als der vierte Teil der Fracht für sämtliche gefahrenen Güter an den Zoll abgeliefert werden. Es fehlte damals noch ein allgemeines Handelsrecht, und aus den verschiedenen reglementarischen Bestimmungen waren Rechte und Pflichten sehr unterschiedlich festzustellen. Es gab auch keinen einheitlichen Frachtbrief.

Wenn in Wittenberge Güter nach Hamburg ausgeliefert wurden, dann mußten diese nach Zollgewicht verwogen werden. 107 Pfund preußischen Handelsgewichts waren gleich 100 Pfund Zollgewicht. Diese Arbeit mag dem Güterexpedienten Gustav Hildach damals oft recht schwer geworden sein.

1847 konnte man auch schon Vieh verladen. Aber Großvieh wurde ohne Begleiter nicht angenommen. Man haftete auch nur für die Brandschäden.

Die Frachtsätze betragen:

| | | |
|-----------------|------------------------|----------|
| „Rindvieh | für 1 Stück auf das km | 11,3 Mpf |
| Fette Schweine | für 1 Stück auf das km | 1,7 Mpf |
| Magere Schweine | für 1 Stück auf das km | 1,1 Mpf |

| | | |
|--|------------------------|----------------------|
| Kälber | für 1 Stück auf das km | 1,7 Mpf |
| Ferkel | für 1 Stück auf das km | 0,6 Mpf |
| Schafe | für 1 Stück auf das km | 1,1 Mpf ⁴ |
| „Für 1 Pferd auf die Meile 2 M (26,6 Mpf für das km).“ | | |

Für Kleinvieh gab es schon Frachtermäßigungen.

Ab 1860 verkehrten regelmäßig Viehzüge in Richtung Hamburg. Das Vieh war Ausfuhrgut nach England, das damals ein großes Absatzgebiet bildete. Durch den Eisenbahnverkehr mit den Tieren wurden die Viehseuchen in Deutschland mehr und mehr verbreitet. Rinderpest, Maul- und Klauen-seuche waren häufig, und die Trichinose dehnte sich aus.

Die Kontrolle und Desinfektion der Viehwagen wurde bald polizeilich vorgeschrieben und durch Verordnungen von 1869, 1876, 1880 und 1894 verschärft.

Um das Jahr 1954 wanderten immer mehr Güter zur Eisenbahn über, und die Elbschiffahrt ging zurück. Hauptsächlich wurden rohe Baumwolle, Baumwollgarn, Wein, Südfrüchte, Gewürze, Kaffee, Tabakblätter und Fabrikate sowie Rohzucker dem Wasserweg abspenstig gemacht, so daß für die Elbschiffahrt vorwiegend Holz, Guano, Steinkohlen, Steine, Soda, Südseesalpeter und Eisen übrigblieben.

Für die Getreidebeförderung gab es Einheitssätze für 1000 kg und einen Kilometer in der Richtung Berlin—Hamburg

1847: 10,9 Mpf 1853: 5,5 Mpf

Die Ermäßigung wurde eingeführt, um den erforderlichen Leerwagenraum nach Hamburg auszunutzen, der für die Einfuhr gebraucht wurde.

Die Bahnfracht ist immer teurer als die Wasserfracht. Durch Verbesserung des Wasserweges (tiefere Fahrinne, Vergrößerung der Schleusen usw. und Entwicklung geeigneter Schleppdampfer) trat die Elbschiffahrt in den Jahren den Konkurrenzkampf mit der BHB an.

Frachtsätze um 1860 für 100 kg in Mark:

| | | | |
|----------------|--------|----------|------|
| Hamburg—Berlin | | | |
| bahnwärts | 279 km | Getreide | 1,38 |
| wasserwärts | 378 km | Getreide | 0,44 |
| Berlin—Hamburg | | | |
| bahnwärts | 279 km | Getreide | 1,38 |
| | | Mehl | 1,38 |
| wasserwärts | 378 km | Getreide | 0,40 |
| | | Mehl | 0,50 |

Aber trotz dieser unterschiedlichen Frachtsätze steigerten sich bei der Eisenbahn und Schiffahrt der Güterverkehr von Jahr zu Jahr.

In der weiteren Entwicklung wurden 1880 Tarifeinheitssätze und am 1. Mai 1888 das Gütertarifbuch eingeführt.

Aktien, Dividende, Verwaltung und Bürokratie

Die Direktion der Berlin-Hamburger Eisenbahn-Gesellschaft hatte ihren Sitz in Berlin.

Dem Direktionskollegium waren von Preußen, Mecklenburg, Dänemark und Hamburg Kommissare beigegeben.

Die Generalversammlungen, in denen man sich den Gewinn teilte, d. h. die Dividende festsetzte, fanden regelmäßig in Ludwigslust statt.

Die Berlin-Hamburger Bahn war mit verhältnismäßig geringen Kosten erbaut, und so betrug die Baukosten nur zwei Drittel anderen Bahnen gegenüber.

Die günstige Verkehrsentwicklung war durch die Verbindung der damals beiden größten Städte Deutschlands bedingt.

Umfangreiche Meliorationen begünstigten den geringen Aufwand an Erhaltungsarbeiten am Oberbau. Auch die solide Ausführung an Hochbauten, die auf den an der Bahnlinie liegenden Stationen heute fast noch alle vorhanden sind, in Verbindung mit wirtschaftlichem Einsatz der Betriebsmittel, gaben gute Erfolgsaussichten.

Durch den anfangs schwachen Verkehr war natürlich die finanzielle Lage bedrängt.

Auch die Revolution von 1848 trug dazu bei, daß der Reiseverkehr stagnierte und somit die Einnahmen ausblieben.

Die Gesellschaft beantragte daher 1848 beim preußischen Staat ein Darlehen von 3 000 000 Talern. Der Antrag wurde mit dem Bemerkten abgelehnt, man sollte sich aus eigener Kraft erholen.

Zu dieser Zeit hat sich so mancher engstirnige Bürokrat die Hände gerieben und ins Fäustchen gelacht.

Man hatte das ja vorher gewußt, man hatte ja darauf hingewiesen, und war es ein Wunder, daß es so kommen mußte? Wo sollten denn die Frachten alle herkommen?

Solange hatte ein Vierspänner-Frachtwagen 100 bis 120 Zentner befördert. Diese neuartige Eisenbahn lud sogar 2 Tonnen auf einen Wagen, und dann zog das Dampfproß 40 beladene Wagen, das waren 80 Tonnen Fracht. Das war ja das sechzehnfache. Nein, soviel Waren konnte es nie und nimmer geben, das hatte man ja immer gesagt.

Aber diese Neuerer wußten es ja besser.

Die Berlin-Hamburger Bahn hat sich aus eigener Kraft bald glänzend erholt.

Der dänische Krieg 1864 brachte der Eisenbahngesellschaft große Einnahmen. Truppen passierten die Stadt Wittenberge, und in der Zeit vom 15. Februar bis 1. September 1864 wurden 10 069 gespeist und gepflegt, von denen drei Viertel Preußen und ein Viertel Oesterreicher waren.

Auch in den folgenden Jahren war die Finanzlage glänzend. 1880 hatte der

Reservefonds den satzungsmäßigen Hochstand erreicht. So wurde in diesem Jahre eine Dividende von 14½ Prozent, 1881 von 17½ Prozent ausgeschüttet, und im Jahre 1882 konnten sogar 19½ Prozent gezahlt werden.

Woher kam diese glänzende finanzielle Lage? Weil die Kapitalisten am Krieg verdienten! Weil die Eisenbahner ausgebeutet wurden — lange Arbeitszeit und niedrige Löhne! Doch darüber schweigt sich die Chronik aus.

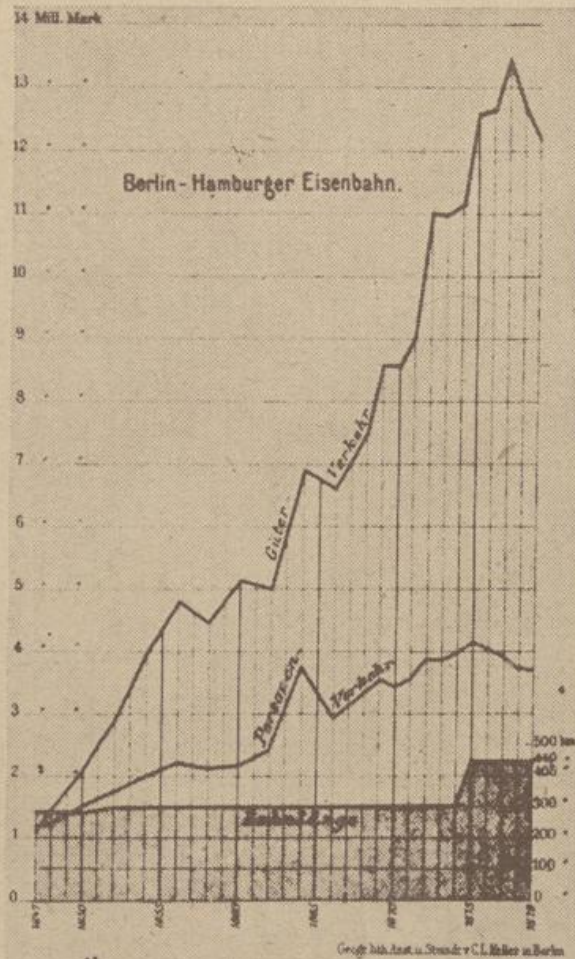
In den Wittenberger Polizeiakten aus dem Jahre 1863 kann man aber die Antwort lesen:

„Die Winterwitterung verlief sehr gelinde. Bereits ausgangs November 1862 froh die Elbe zu. Es trat aber gleich nach Weihnachten gelindere Temperatur ein, und der Strom wurde von unten auf wieder frei, ohne Gefahr und Verlegenheiten zu bringen. Seither ging der Schiffahrtsbetrieb ungehindert fort und brachte unserem Proletariat die notdürftigen Einkünfte, so daß die Armenpflege außerordentlich gering in Anspruch genommen werden brauchte.“

Notdürftiges Einkommen des Proletariats und 19½ Prozent Dividende der Eisenbahnaktionäre, das ist der Kapitalismus. So war er, und so bleibt er überall, wenn ihm nicht die Grundlage, d. h. das Privateigentum an den Produktionsmitteln und so die Ausbeutung des Menschen, entzogen wird. Neben dem Aktienkapital A von 15 Millionen Mark, besaß die Bahn 5 Millionen Mark Aktien B, die von Hamburg und Mecklenburg übernommen waren. Diese wurden statutgemäß von 1857 bis 1873 getilgt. So hatten die Aktionäre in dieser Zeit insgesamt 13 Millionen Mark Dividende erhalten.

Den Aktionären der Aktien A wurden in den 25 Jahren des Bestehens der Eisenbahngesellschaft 45 Millionen Mark, das waren durchschnittlich jährlich 8,595 Prozent Dividende, gezahlt.

Die Eisenbahnaktien waren gut und brachten den Ausbeutern hohe Profite.



Übersicht über die jährlichen Einnahmen

Anlagekapital der Berlin-Hamburger Bahn

| | | |
|---------------------------|-------------------|---------|
| | 1 8 7 0 | 1 8 7 6 |
| Aktienkapital in Mio Mark | 42 | 72,6 |
| Dividende in % | 10,6 | 8,9 |
| Kurs Ende Dez. | 152 $\frac{1}{4}$ | 175 |

Außer dieser hohen Dividendenzahlung konnten bis 1884 28 Millionen Mark der Rücklage zugeführt werden.

Außerdem wurden 6,3 Millionen Mark Eisenbahnsteuer und bis 1867 17½ Millionen Mark Transitzölle abgeführt. Da nach einem damaligen Gutachten die Bahn nach jeder Richtung hin gut ausgestattet und gut unterhalten war, kann man sich aus diesen Zahlen eine Vorstellung machen, welchen Mehrwert die Arbeiter schafften, der ihnen von den Kapitalisten vorenthalten wurde.

Krisen und Forderungen der immer stärker werdenden organisierten Arbeiterschaft in der Industrie ließen die Eisenbahnaktien fallen. Das war ein Signal für die Kapitalisten, und sie schalteten den Staat, der sie als herrschende Klasse waren, ein.

Im Juni 1883 wurde der Direktion der Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft mitgeteilt, daß man die Bahn zu übernehmen wünsche. Man begründete den Antrag mit Staatsinteressen und meinte, daß die Leitung der Eisenbahnen offenbar am sichersten und vollkommensten durch die Staatsleitung erreicht würde. Dann gab es langwierige Verhandlungen, denn man wollte doch nochmals verdienen. Am 19. Dezember 1883 wurden die Berliner Verträge abgeschlossen, in denen Übergang des Eigentums bzw. Verwaltung und Betriebsführung geregelt waren. An diesen Verträgen waren Hamburg und Mecklenburg beteiligt. Die Betriebsübernahme erfolgte dann am 1. Juli 1884. Und was bekamen die Aktionäre?

Der preußische Staat hatte den Aktionären eine feste Rente von 16½ Prozent und eine einmalige Zulage von 60 Mark für die Aktien zu zahlen. Darüber hinaus war der Umtausch von je zwei Aktien, die über 600 Mark lauteten, in 4 Prozent preußische Schuldverschreibungen in Höhe von 4950 Mark vorgesehen.

Das war ein Geschäft, und solche Geschäfte machen die Kapitalisten immer auf Kosten der Arbeiterschaft.

Am 9. März 1885 wurde die Direktion der Berlin-Hamburger Bahn aufgelöst und die Verwaltung des Unternehmens am 1. April 1885 mit der Eisenbahn-Direktion Altona vereinigt. Das Betriebsamt für die Strecke Wittenberge—Berlin hatte seinen Sitz in Berlin mit einer detachierten Bauinspektion in Wittenberge.

Mit der Neuordnung im Jahre 1895 wurde in Wittenberge je eine Betriebs-, Maschinen-, Verkehrs- und Werkstätten-Inspektion geschaffen.

Ab 23. November 1910 erhielten diese Inspektionen die Bezeichnung „Eisenbahnbetriebsamt“ usw. Diese Struktur blieb bis zum Jahre 1945.

HERMANN GRAEBKE

Rotböster



Dat Middagbrod stünn up den Disch;
De Bur, sien Fru un lütt Johann,
De setten sich, to eten, ran.
Een schön Gericht! — erst Supp, denn Fisch.
Treckt Mudder an sich ran,
Un jeden füllt sien Dehl se up.
Dat Eten güng nu an.
„Ton Dummer ok!“ seggt lütt Johann,
„De Klütersupp smeckt schön!“
Mit ens kümmt een Rotböster an.
De wull doch mol nohsehn,
Ob nich een'n goden Happen
För em wär to ersnappen.
He flüggt erst up den Disch un von de Kant
Springt he ganz driest dunn up den Schöttelrand.
Da hüppt he hen, da hüppt he her,
Un kickt sich an dat Klütermeer.
Doch seeg he recht bald in,
För em wär da niks drin.
He dreiht mit ens sich patzig üm,
Kickt mit den Schwanz noh d' Schöttel rin,

Tuckt mit den Schwanz poor mol,
Bet hin'n em föllt wat dol
Gror in de Schöttel rin.
Dunn flüggt he ganz geswin
Noh'n Kochenoben rup.
De lütt Johann springt up
Un schreit den Vogel an:
„Kumm du hier blot werr'r ran!
Wer mag denn noch een beten
Von d' Klütersupp nu eten!“
De Oll füng ludhals an to lachen;
„Wat makt de Vogel hier för Sachen!“
Röp he, — un Mudder fischt in d' Klütersupp
Ûmher un füng dat Vogelei ok up.
Un as se damit färig wär,
Säd se: „Nu Jung, kumm werrer her!
Lot stohn de Supp un itt de Fisch;
Doch jog den Vogel nich, lew Hanner,
He kümmt süs gor nich werrer ranner,
Wenn wie hier eten an den Disch.“
Johann, de säd ganz ärgerlich:
„Den ollen Vogel schell'n Ji nich,
Ik sull blot sowat dohn,
Wo mi dat woll würr gohn!“

Das Heft enthält:

| | Seite |
|--|-------|
| Helga Krug, Perleberg: Zum Tag der Aktivisten | 293 |
| Gerhard Kellermann, Pritzwalk: Die Industrialisierung der Tuchproduktion in Pritzwalk | 294 |
| Willy Gädke, Perleberg: Die „Neue Mühle“ bei Perleberg | 298 |
| Ernst Stadtkus, Kyritz: Ferien an'n Unnersee, Gedicht | 301 |
| Dr. Wegener, Kyritz: Die Burgen der Prignitz | 302 |
| Alexander Bolzmann, Perleberg: Niemals vergessen! | 306 |
| Albert Hoppe, Perleberg: Fritz Martins — Zum Gedächtnis | 308 |
| K. Andree, Fretzdorf: Unser Dossetal (Fortsetzung) | 313 |
| Ulrich Komm, Spiegelhagen: Die Glocke aus Muggerkuhl | 317 |
| Hermann Giese, Wittenberge: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge (Fortsetzung) | 318 |
| Hermann Graebke: Rodböster, Gedicht | 323 |

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Landschaftsidyll bei „Neue Mühle“

Oktoberheft 1956 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise, Abt. Volksbildung u. Abt. Kultur, Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 715-56 - 5816



Foto: Werner Hinz, Kyritz

Blick auf das Demerthiner Schloß